

Nr. 283. Bromberg, den 8. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN

(17. Fortsetzung.) ———

Wir werden nicht sehen, Herr Eyke von Nepkow!

Was hätte es denn für einen Sinn?

Wilhelm Müller hat der Sehnsucht nicht widerstehen können, in den Nepkowhof hineinzusehen. Einen Atemzug an der Stätte zu tun, an der er einmal so glücklich war und vielleicht — wieder glücklich werden wird. Verschlungen sind die Wege des Schicksals.

So ist er im Dunkeln in die Auffahrtsallee geschlüpft. Zwar ist das Tor an der Chaussee verschlossen gewesen — aber das macht einem jungen Mann nicht viel aus. Man beherrscht doch seine Kletterkünste noch von Jugend auf.

Und da geht er nun die kurze Pappelallee entlang. Nero kommt ihm entgegen und schlägt einmal an, dann ist er ganz still. Der da, der so langsam und beschwingt dahingeht, ist ihm ja ein guter Freund.

Hell leuchten die Fenster des Herrenzimmers in die Finsternis.

Es zieht ihn magisch an, dieses Licht. Er betritt lautlos die Terrasse. Ein Schattenfleck am Vorhang des einen Fensters — Annemaries Schatten, spürt er sofort. Eine schlanke Mädchensilhouette.

Da macht sein Herz einen Schlag, der gegen die Rippen donnert, daß es beinahe wehtut.

Ob eines der Fenster nicht richtig schließt?

Oder ob die Stille die Stimmen da drinnen so deutlich heraustönen läßt? Er will gewiß nicht lauschen — aber es ist die Stimme Annemaries, die da schwingt, leidenschaftlich bewegt, er hört seinen Namen, er hört nicht nur die Stimme, er hört auch ihr Herz sprechen — so ist das.

Da wagt er sich nicht zu rühren.

Da muß er bleiben und bleiben.

Und dann ist Stille — und dann tönt eine sonore, gedämpfte Männerstimme. Das muß Eyke von Nepkow sein, der Oberst. Es ist trotz allem soldatischer Klang darin.

Da wird sein Herz ganz still.

Sein Ohr lauscht — und lauscht. Er hört auch die Worte, die noch hinter den gesprochenen Worten stehen, mahnend und fordernd und kühl und verständig. Und er hört: „Das Beste an deiner ersten Liebe ist ja doch vorbei — das erste Glück — der erste Schmerz." Es sticht ein wenig durch sein Herz wie mit einem sehr feinen Messer.

Auch das andere hört er. „Du wirst einmal auf einem Nepkowhof hausen können . . . Aber man sollte auch der Scholle, auf der man geboren ist, die Treue halten — auch über einen Glückstraum hinweg —"

Er steht und lauscht.

Die Dunkelheit raunt um ihn.

Die Stimmen drinnen verwehen. Er hört sie nicht mehr so genau. Er huscht lautlos über die Terrasse zurück, in die Allee zwischen den Pappeln. Er geht langsam zum Tor zurück. Nero folgt ihm wie einem Herrn und steht verwundert, als er sich wieder über das Gitterwerk schwingt. Leise mieft er, als die Gestalt im Dunkel untertaucht.

*

Wind fegt durch die Linde über dem Brunnen vor der Mauer. Blätter fallen im rieselnden Mondlicht. Das geht hier wohl Tag und Nacht so — Tag und Nacht. Und eines Tages werden die Äste kahl sein und struppig in eine kalte Winterluft stechen.

Wilhelm Müller sitzt auf der Bank. Wo sollte er jetzt auch hin!

Durch seine Seele klingen soviel Worte. Von Schicksal und Notwendigkeiten des Lebens, und immer wieder: „Das Beste ist ja vorbei — das erste Glück — und der erste Schmerz —"

Er hält den Kopf gesenkt.

„Annemarie —"

Gedanken ziehen und ziehen hinter seiner Stirn. Eine lange, schmerzvolle, dunkle Reihe.

Hat der alte Nepkow nicht hundertmal recht? „Der Scholle die Treue halten —." Ja, ja. Und er? Was ist er? Ein Habenichts. Er muß erst was werden. Er steht erst am Anfang, und die Zukunft ist ohne viel Licht.

„Annemarie —"

Ich werde dich lieben, immer und immer, Annemarie — aber gehören wirst du doch dem andern. Und weil ich dich liebe, wird es so sein müssen. Hätte ich dies alles ahnen können, vielleicht wäre ich nie gekommen! Und es wären noch ein, zwei Jahre vergangen, und alles wäre gut — auch für dich. Es wird schon so sein, wie dein Vater sagt — den Glückstraum den haben alle einmal gehabt, die jetzt viel älter sind als wir. Es kommt nicht so sehr darauf an, ihn festzuhalten, oder festhalten zu wollen — nur darauf, ihn einmal gehabt zu haben!

Das ist es.

Wilhelm Müller lächelt trübe.

Wird schon alles richtig sein, wie der alte Nepkow es ausgesprochen hat. Er ist kein Tyrann. In einigen Jahren wirst du es auch wissen, Annemarie. So jung, wie du heute bist.

Ich lieb dich — ich werde dich immer lieben — und weil es so ist, werde ich gehen müssen. Je schneller, um so besser — für dich!

So ziehen seine Gedanken hinter seiner Stirn ihren schmerzvollen Weg der Entsagung. Und noch immer ist die entsagende Liebe größer gewesen als die Erfüllung fordernde!

Ein kalter Windstoß fegt durchs Gezweig.

„Ja, ja —", sagt Wilhelm Müller leise vor sich hin und tastet mit der Hand über den steinernen Brunnenrand. „Lieber, alter Freund, ist es nicht besser so? Alter Baum, in den ich einmal meinen Namen und den Annemaries geschnitzt habe, habe ich nicht recht —?"

Der Baum rauscht heftig und der Brunnen gluckst tief drunten, daß es wie ein Seufzer ist.

„Noch diese Nacht muß es sein —."

Er erhebt sich.

Morgen ist es schon zu spät. Der Nepkowhof muß bleiben — und Annemaries Kinderland. Um deinetwillen.

Annemarie. Es können nicht alle Träume reifen. Und vielleicht sind die nächsten Träume die, die immer nur Traum geblieben sind. —

Wilhelm Müller setzt den Hut auf. Dann geht er mit schnellen Schritten davon, in Richtung des Dorfes. Er hat im „Krug" noch eine Rechnung zu bezahlen. Sein Ränzel zu packen. Mag der Wirt auch große Augen machen — in einer Stunde muß er unterwegs sein.

Unterwegs sein — irrt es wie ein Echo leise und verwundert durch seine Seele. —

*

Es geht einer durch das Dorf. Eine Stunde später. Ränzel auf dem Rücken, Knotenstock in der Faust.

Vor dem Repkowhof zieht er den Hut und schwenkt ihn hoch in die Luft. Er bleibt auch eine Weile stehen und bewegt die Lippen. Aber man hört kein Wort.

Dann geht er weiter.

Es geht einer über den Brunnenplatz.

Da ist es, als halte ihn eine geheimnisvolle Gewalt zurück. Die Linde rauscht, als wüte der Sturm darin, der Brunnen scheint plötzlich in der Tiefe zu brausen wie ein Quell, der aus dem Stein springt.

Was ist mit der Linde, was ist mit dem Brunnen?

Es bleibt einer stehen und tritt unter die Linde. Und tastet mit zitternden Fingern an der Rinde entlang. Noch im Dunkeln findet er die Narben, die einmal ein Messer geschnitzt hat in einer sommerlichen Abendstunde. Ein W und ein A in verschlungenen Linien. Die werden nun einmal mit der Rinde wachsen und wachsen und sich ineinander verschmelzen und eins werden.

Was raunt der Brunnen da? Einmal hat er ihn doch verstanden?

Ach ja! War das nicht so?

„Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum,
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen süßen Traum —"

Er lauscht und lauscht. Und es klingt durch seine Seele weiter:

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort,
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immerfort —."

Es geht ein Zittern durch sein Herz. Und ein tiefer Schmerz wühlt und bohrt in seiner Brust. Umkehren? Umkehren? Herrgott — da hinter ihm in dem hohen Haus jenseits der Mauer mit dem zerborstenen Tor schläft Annemarie.

Und er ist — unterwegs —! Weg von hier, wo er erst gestern angekommen ist. So schmal ist die Grenze zwischen Erfüllung und Entsagung. Was rauscht die Linde mit den fallenden Blättern?

Er lauscht und lauscht.

Er hat die Augen geschlossen und mit den Armen den Stamm umspannt. Wie der Saft in dem Holz strömt! Oder ist es sein Blut?

Wie sein Herz klingt — um dich, Annemarie, um dich!

Wie das brennt und brennt — um dich, Annemarie!

Wie das Blut singt — Lieder und Lieder — um dich, Annemarie —!

„Ich mußt' auch heute wandern,
Vorbei in tiefer Nacht.
Da hab' ich noch im Dunkeln
Die Augen zugemacht!

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm' her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh'!"

Ruhe, Annemarie? Ruhe sollst du haben, wenn ich nicht mehr hier bin. Dann ist Ruhe für dein Herz.

Ein Windstoß saust über den Platz. Blätter wirbeln. Mondlicht läßt sie in magischen Farben aufleuchten und zur Erde sinken. Mondlicht liegt über den toten Feldern und Wiesen. Mondlicht rieselt über den fernen Wald da hinten.

Windstoß fegt.

Fast flöge ihm der Hut vom Kopfe, so bläst der Sturm. Und wenn er ihn nicht noch schnell festhielte, könnte er ihm über die Felder nachlaufen.

Aber er greift ihn noch. Und lehnt dann am Stamm der Linde und lächelt zu dem Mond hinauf. Lieber Mond, ewig getreuer Freund.

Und die Linde rauscht und es klingt wie ein kleines Lachen darin, und der Brunnen tropft, als wäre ein Kichern in ihm — und dann ist alles wieder still, und Wilhelm Müller hat ein stilles und weises und gutes Lächeln um den Mund. Oh, wie er das Tropfen versteht, wie er das Rauschen versteht und in sich eintrinkt. Erde, Baum, Brunnen — liebe beste Kameraden!

Sein Herz singt — und singt:

„Die kalten Winde bliesen,
Mir grad' ins Angesicht.
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht."

Da versinkt und verlischt das Lächeln. Es ist nichts mit einem Lächeln, wenn einem das Herz brechen will. In einer Stunde wird er im Wald sein. Beim Morgengrauen wird er in einer kleinen Stadt sein. Fern von hier. Und in wenigen Tagen wird er noch viel weiter sein. Ach, viel weiter. Und es wird kein Wiederkommen sein. Alles vorüber Alles vorbei.

„Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!"

Ruhe? Herrgott — Ruhe wird nirgends sein, wo nicht Annemarie ist! Aber das Schicksal hat es so gewollt — das Schicksal ist Gesetz! Ruhe, Ruhe, mein Herz!

Es löst sich einer vom Stamm der Linde.

Es geht einer durch die Nacht —.

Den Knotenstock in der Faust, den Hut im Genick.

Die Felder liegen still und müde unter der herbstlichen Nacht. Silbern und kühl steht der Mond am Himmel und seine Millionen Trabanten funkeln an der dunklen Himmelskuppel und beleuchten den schmalen Weg, den der Wanderer geht. — —

13. Kapitel.

Der Herr von Repkow wartet umsonst auf den Besuch Wilhelm Müllers.

Annemarie hat ihm die Nachricht gebracht: „Er ist weg!"

Verwundert, mit einem leichten Zusammenziehen der Augenbrauen, hat Repkow gefragt:

„Weg? So plötzlich?"

Annemaries Augen blicken leer an ihm vorbei.

„Er wird auch nicht wiederkommen, Vater. Er — er hat mich so sehr geliebt, daß er mich — freigibt! Es bleibt alles, wie es ist —."

Sie hat sich umgedreht und ist aus dem Zimmer gegangen.

In ihrer Giebelstube nimmt sie noch einmal den Brief aus dem Mieder, den Wilhelm beim Krugwirt für sie hinterlassen hat.

„Annemarie, mein Liebes", steht da, „ich wandre wieder zurück. Ich habe auf der Terrasse unter den Fenstern gestanden, hinter denen du gestern Abend mit deinem Vater sprachst Was sollte ich ihm heute wohl sagen? Er hat ja in allem recht, Liebste. Nun muß ich von dir fordern, Annemarie, daß du mich verstehst. Bis in die tiefste Heimlichkeit des Herzens hinein verstehst, hörst du? Man kann da nicht viel Worte machen, man muß es spüren.

Ich gehe, weil ich dich liebe — das ist alles.

Bewahre mir manchmal einen Gedanken, einen guten. Und tief im Herzen soll das Erlebnis unserer Liebe wie eine köstliche Erinnerung in einem verschlossenen Schrein ruhen. Und wenn einmal ein ganz großer Feiertag in unserm Leben ist, dann wollen wir für eine halbe Stunde diesen Schrein öffnen und die Erinnerung auffunkeln lassen und in dieser halben Stunde den andern — so fern er auch sei — mit teilhaben lassen an diesem Tag.

So soll es sein

Ich wünsche dir alles Schöne — eine starke Fröhlichkeit in deinem Frauenleben und mütterlichen Frieden in deinen Kindern.

„Leb wohl, Annemarie!"

Lange sitzt sie über diesen Zeilen. In ihrem Blick ist ein starker, frommer Glanz. Es ist kein Schmerz, der sie in dieser Stunde quält, aber ein tröstliches Wissen strömt durch ihre Seele und legt sich wie ein milder Balsam über

ihr Gemüt: So mußte es wohl kommen. Wilhelm war stärker als sie und tapferer. Es ist ihre Pflicht, ebenso tapfer zu sein.

„Leb wohl, Wilhelm", flüstert sie.

Danach geht sie wieder nach unten.

Eyke von Repkow sieht sie vom Fenster aus über den Hof gehen. Sie hat das Reitkleid angezogen, und ihr Gang ist leicht und federnd. Repkow lächelt still vor sich hin. Dieser Wilhelm Müller muß ein ganzer Kerl gewesen sein, denkt er. Und Annemarie ist doch eine echte Repkow, Gott sei Dank!

Eine Weile später führt sie Manfred gesattelt aus dem Stall. Der scheint mächtig vergnügt zu sein, er trippelt aufgeregt auf den Hinterfüßen, schnaubt gewaltig durch die Nüstern, schubst Annemarie mit dem rosigen Maul, als dauerte ihm alles noch viel zu lange, und seine dunklen, großen Augen leuchten ordentlich auf, als seine Herrin nun mit einem geschmeidigen Satz im Sattel sitzt.

Ein lustiges Wiehern — ein lachender Ruf von Annemaries Lippen:

„Los — Manfred! Hepp!"

Und da kriegt Eyke von Repkow denn doch einen kleinen Schreck, daß er angstvoll in die Gardine greift. Denn Manfred steigt vorn hoch, keilt dann mit den Hinterläufen aus und fegt wie der Wind quer über den Hof, heiho! Annemarie hat ihm einen leichten Gertenschlag gegeben und sitzt wie eine schmale Amazone, die Zügel locker in der Hand. Ihr Gesicht glänzt in der mittaglichen Herbstsonne.

Ein Stalljunge will rasch das Tor aufreißen, aber er kommt viel zu spät. Ein paar Knechte stürzen, angelockt von den knallenden Hufschlägen, aus dem Gesindehaus und den Ställen.

„Sprung — hepp!" ruft Annemarie, und wie ein Pfeil saust Manfred über das geschlossene Tor hinweg, daß die Funken unter seinen Hinterhufen stieben.

Annemaries Haar flattert wie ein brauner Schleier um ihr Gesicht, der Mund steht lachend offen und ihr schlanker Körper ist wie ein Bogen gespannt.

„Donnerwetter", sagt Herr von Repkow aufatmend und läßt die Gardine wieder los. „Blitzmädel!"

Und dann nickt er gelassen vor sich hin.

Recht so, Annemarie! Ein bißchen Wind um die Nase wehen lassen, losreiten wie der Deibel — das schafft klaren Kopf, das bringt wieder ins Gleichgewicht, so was tut immer gut! Ein Pferderücken ist manchmal ein besseres Medikament als Herztropfen, hah! Bist doch ein grundanständiger Kerl, Annemarie! Es wird — trotz allem eine famose Ehe werden!

(Fortsetzung folgt.)

Die Träger heiraten.

Heitere Skizze von Konrad Seiffert.

Im Ngorongoro-Krater begann van Sneeks Mißgeschick. Beim Aufbruch der Expedition in Tanga und auch noch in Aruscha waren alle Träger und Boys unverheiratet gewesen. Aber nach vierzehn Tagen Aufenthalt im Krater Ngorongoro hatten alle Leute Frauen, manche gleich zwei. Und viele der Frauen hatten auch ihre Kinder mitgebracht, zwei Kinder, drei Kinder je nachdem. Zuerst war van Sneek starr. Er zerbrach sich den Kopf darüber, woher wohl die Frauen gekommen sein mochten. Sie konnten doch unmöglich den weiten Weg von der Küste bis zum Krater zu Fuß gemacht haben, noch dazu mit den vielen Kindern. Ein Ausfragen der Träger führte zu keinem Ergebnis. Die Frauen waren eben da, und es waren die Frauen der Träger, — die Männer besaßen diese Frauen angeblich seit langer Zeit schon; sie gehörten ihnen, und die Träger waren wirklich und wahrhaftig die Väter dieser Kinder.

Van Sneek gewöhnte sich an die Frauen und an die Kinder, er filmte sie und das große Lager, und sein Film versprach gut zu werden. Aber dann riet der Inder, den van Sneek als „Führer" mitgenommen hatte, die Frauen und Kinder wegzuschicken, da sie sonst die ganze Gegend kahlfressen und zur Landplage werden würden. Da kam aber der Holländer schlecht an bei den Männern. Sie schrien wild durcheinander, liefen durcheinander, lehnten es glatt ab, sich jemals von ihren Familien zu trennen, und die gerissensten Burschen drohten ihm sogar: er habe sich verpflichtet, sie zu ernähren, und er müsse seinen Verpflichtungen nachkommen, wenn er nicht wolle, daß sie streikten und ihn überdies noch anzeigten. Van Sneek und sein tüchtiger Inder ließen sich einschüchtern, und die Frauen und Kinder blieben bei den Männern.

Endlos war der Zug, der dann aus dem Krater Ngorongoro aufbrach und der sich nach Westen schlängelte. Die Lasten der Träger waren leicht geworden. Alle lachten, sangen und schnatterten. Alle waren zufrieden. Alle gingen mit Zuversicht der Zukunft entgegen. Denn sie hatten ja einen Herrn, der für die sorgte, wenn's ihm auch schwer fiel . . .

In der Steppe wurde der Wildbestand geringer. Selten nur bekam van Sneek etwas vor die Büchse. Und kam er endlich zum Schuß, dann traf er nicht. Im Lager aber saßen oder lagen seine Leute mit ihren Familien, die essen, viel essen wollten und die zu ernähren er sich ja verpflichtet hatte. Seine Vorräte nahmen immer schneller ab, und es wurde ihm klar, daß er Muansa niemals erreichen konnte, wenn sich nicht etwas ereignete. Aber es ereignete sich nichts.

Dann aber, ein paar Tage später, schien es van Sneek, als habe ein Teil der Männer doch Vernunft angenommen. Denn er stellte fest, daß viele der Frauen und Kinder bei Nacht und Nebel verschwunden sein mußten. Und noch ein paar Tage später war der Frauen- und Kinderbestand der Karawane fast bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Schon atmeten van Sneek und sein Inder auf. Aber sie hatten sich geirrt, und alles kam viel schlimmer.

An einem Abend trafen ganze Horden von Frauen und Kindern im Lager ein, ließen sich häuslich nieder und fraßen wie die Heuschrecken. Van Sneek konnte sich nicht darüber klar werden, wo die vielen Frauen und Kinder nun mit einem Mal wieder hergekommen waren. Es schien Hexerei zu sein. Am nächsten Morgen sah er, daß dies alles ganz neue Frauen und ganz neue Kinder waren, Gestalten, die er noch nie in seinem Leben gesehen. Er ahnte nicht, daß seine Leute ihre Frauen inzwischen verabschiedet und ausgezahlt und sich dann im Vorbeigehen frisch verheiratet hatten, mit netteren, jüngeren, hübscheren Frauen, die aber zum Teil auch schon reichlich mit Kindern gesegnet waren.

Van Sneek tobte und verlangte die sofortige Entfernung aller frischen Frauen und Kinder. Aber seine Leute machten ihm klar, daß der bana mkuba sich irre, denn das seien ihre langjährigen Frauen, die hier seit Monaten, seit Jahren schon mit den Kinderchen auf ihre Männer in Sehnsucht gewartet hätten, und daß er kein Recht habe, sie von den Frauen, die ihnen gehörten, und von den Kindern, deren Väter sie wirklich und wahrhaftig seien, so grausam zu trennen.

Der Holländer heulte in ohnmächtiger Wut auf, was ein mitfühlendes Grunzen seiner Träger auslöste, und er beschloß, es diesmal zum Äußersten kommen zu lassen. Am nächsten Morgen stellte er sich vor die Reihe seiner Leute, hielt eine kleine Ansprache und erklärte sich bereit, jedem Träger für jede Frau ein Pfund auszuzahlen, wenn die Träger für das Verschwinden der Frauen und Kinder sorgten. Ein Pfund ist keine Kleinigkeit, und die Leute staunten. Sie plapperten laut und leise durcheinander, und dann schrien die Schlauesten, so etwas käme niemals in Frage, und sie ließen sich lieber in Stücke hauen, ehe sie sich von ihren lieben Frauen und ihren süßen Kinderchen trennten..

Aber da lud van Sneek vor ihren Augen seine schwere Elefantenbüchse und schrie zu ihnen hinüber, nun sei es genug, und kein Träger würde diesmal lebend mit seiner Frau das Lager verlassen, nur Träger ohne Frauen und ohne Kinder würden weitermarschieren. Da steckten sie noch einmal die Köpfe zusammen, plapperten noch einmal laut und leise durcheinander und sagten dann, sie wollten sich das erst überlegen, sie müßten erst ein Schauri abhalten. Aber darauf ließ sich van Sneek nicht ein. Er verlangte die sofortige Entscheidung. Da versuchten sie zu handeln. Sie wollten zwei Pfund für jede Frau und ein Pfund für jedes Kind haben. Aber van Sneek lachte sie aus und schrie ihnen zu, ein Pfund sei schon viel zu viel für so eine nur sehr mäßig bekleidete Frau, und Kinder zählten überhaupt nicht, und dabei bleibe es; wer eben nicht einverstanden sein wolle, der bekäme gar nichts.

Sie waren alle einverstanden, einigten sich in aller Eile mit ihren Frauen, kauften sich mit ein paar Blechtellern, leeren Biskuitdosen, verbogenen Gürtelschnallen und Messingarmreifen los und prügelten unbarmherzig die Frauen zum Lager hinaus, die mit der Trennung nicht gleich einverstanden sein wollten. Mit glänzenden Gesichtern und großen Kinderaugen kamen sie dann, um ihr Pfund in Empfang zu nehmen.

Der Holländer glaubte, einen Sieg errungen zu haben. Aber in den Augen seiner Leute war er der Unterlegene und ein ganz dummer Kerl, dem man noch viel mehr Geld abnehmen mußte. Sie versuchten das nun fast täglich nach klug ausgedachten Systemen. Und sie hatten Erfolg.

Als van Sneek erkannte, daß er mit diesen Leuten und mit seinem fabelhaften Führer niemals bis nach Muansa kommen konnte, beschloß er, kehrt zu machen und nach Aruscha zurückzumarschieren. Aber nun bekam er die Leute nicht mehr vom Fleck.

Die hatten instinktmäßig erfaßt, daß es jetzt für sie um alles ging. Sie blieben sitzen. Sie waren angeworben worden für eine Reise nach Muansa. Und nun wollten sie auch nach Muansa geführt werden. Sie hatten dort ihre ndugus (Verwandten), ihre Frauen und ihre Kinder, sie freuten sich schon auf Muansa. Sie wollten Muansa sehen. Sagten sie.

Aber van Sneek dachte nicht mehr daran, nach Muansa zu gehen. Er hatte regelrecht Angst vor der Fortsetzung seines Zuges und war entschlossen, sich den Rückweg nach Aruscha zu erkämpfen. In diesem Kampf blieb er „Sieger". Es gelang ihm, seine Leute neu anzuwerben bis zum Krater Ngorongoro. Weiter wollten sie nicht mitgehen. Sie hatten ihre guten Gründe dazu. Sie machten es billig. Und da van Sneek nicht mehr über genügend Bargeld verfügte, nahmen sie einen Teil der Ausrüstungsgegenstände. Der Rückmarsch bis in die Nähe von Siedentopfs Farm ging im Eiltempo vor sich. Dort verkrümelten sich die Leute, und auch der Inder verschwand, als er sah, daß bei seinem Herrn nichts mehr zu holen war.

Bei Siedentopf ruhte sich der Holländer ein paar Tage aus. Eine Jagdgesellschaft brachte ihn von dort zurück nach Aruscha. Als er in Tanga ankam, war er völlig gebrochen. Sogar einen Filmapparat hatte er bei Siedentopf liegen lassen. Und dann fuhr er zu Schiff nach Holland. Kaum war er weg, da tauchten seine Leute auf. Nicht einer von ihnen hatte eine Frau. Aber nun heirateten sie alle sehr schnell. Sie hatten ja das Geld dazu.

Nepomuk verkaufte nicht.

Es war noch dunkel, als Nepomuk sein Haus verließ. Er versperrte umständlich die Tür und stapfte dann durch tiefen Schnee die Straße zum Dorf hinauf. Er war ein alter Mann, und das Gehen strengte ihn an.

Nepomuk wollte ungesehen nach der fernen Kreisstadt hinüber, zum Banus im Kreishaus. Einen besprochenen Vertrag wollte er festmachen, von dem niemand im Dorf etwas wissen durfte, ehe er nicht perfekt war. Sein Haus, das ihm sechzig Jahre seines Lebens hindurch Heimat gewesen war, wollte er an einen slowakischen Siedler verkaufen. Die im Dorf, die samt und sonders Zipser Deutsche waren, wußten von seinem Plan, den sie nicht guthießen. „Das Dorf ist durch und durch deutsch geblieben über Jahrhunderte. Nie hat einer sein Haus einem Slowaken oder Ungarn überlassen." So hatten ihm die Dörfler gesagt. Er aber hatte zu all dem geschwiegen und heimlich weiterverhandelt. Der slowakische Käufer war seinen Forderungen entgegengekommen, heute nun sollte der Kaufvertrag vor dem Banus geschlossen werden . . .

Nepomuk stapfte durch das schlafende Dorf. Er sah im aufkommenden Dämmer rechts und links die stattlichen Gehöfte liegen. Und er sah über die vertrauten Gebäude hinweg in sein Leben zurück. Seine Jugend im Schulhaus erstand ihm ebenso wie sein Mannesalter, da er nach langer Wanderung durch die Fremde heimgekehrt, über manches Jahr vom Gemeindehaus aus die Geschicke des Dorfes hatte lenken helfen.

Die Kreisstadt war dem Sinnenden plötzlich über hundert Kilometer weit, der Banus wurde ihm ein allzu strenger Herr und der Käufer ein schlimmer Slawiner. Nepomuk schämte sich seines Vorhabens, noch gestand er es sich nicht ein.

Er war zeitlebens ein Dickkopf gewesen, ein Hartschädel, der nicht nachgab, und sei es zehnmal wider besseres Wissen. Er war seit Monaten verärgert, ein Kleines hatte ihm das Dorf verleidet. — Ein Kleines? Nun ja, er hatte sich mit dem Nachbarn überworfen, um nebensächlicher Dinge willen. Er war im Unrecht, das wußte er, aber er glaubte, nicht nachgeben und einlenken zu können. Er schämte sich deswegen, gewiß, und gerade darum wollte er das Dorf verlassen.

Seine Gründe waren nichtig, aber was tat das, wenn ein übereilt gefaßter Plan zur fixen Idee geworden ist: Das Haus wird verkauft, das Dorf, das arm ist, kann es nicht erwerben, der Slowake zahlt mir, was ich verlange, damit basta! So hatte Nepomuk gestern vorm Einschlafen zu sich gesprochen.

Im Traum sah er sich wandern schon mit einem Bündel Hundertkronenscheinen in der Tasche. Er sah sich sorglos leben bis ins höchste Alter hinein. Der Traum hatte ihn beglückt — denn mehr oder weniger veranlaßte ihn doch die Sorge um sein Alter zum Hausverkauf —, aber auch wiederum beunruhigt. Er hatte von einem sorgenfreien Alter geträumt, doch das Wo dieser kommenden schönen Zeit war ihm nicht offenbar geworden.

Ja! Wenn dieser Weg nach der Kreisstadt nicht so fest in seinem Plan gestanden hätte, er wäre nicht einen Schritt vors Haus gegangen.

Niemand kam. Zwar erhellten sich die Stuben in den Häusern, Fensterladen wurden aufgeklappt, aber auf der Straße hatte noch keiner zu tun. Nepomuk raffte sich zusammen und folgte langsam der Straße, die immer noch bergauf führte. Das Dorf, eingeduckt zwischen zwei Hügelketten, verlor sich, die Straße wuchs ins Land. Pappeln standen beiderseits, nur ganz zuoberst auf der Höhe war ein runder Platz, umsäumt von steinernen Bänken. Dorthin wanderte der Alte. Schwer ließ er sich auf eine verschneite Bank nieder, er spürte nichts von der beißenden Kälte, die durch seine Kleider kroch.

Merkwürdig, nicht sein Haus, dessen neues Dach er tief unten aus den anderen mühelos herausfand, zog ihn in seinen Bann, das Dorf war es, das ihn alles vergessen machte.

Nepomuk hockte lange auf der steinernen Bank. Er erlebte das Tagwerden seltsam bewußt: noch nie schien ihm das Dorf schöner und vertrauter als jetzt, da die Sonne ihre ersten Strahlen über die Hügel schickte und die Gehöfte und Hütten überschüttete. Der Morgen lüftete das Grau der Nacht, daß rein und weiß das Zipser Land sich breitete . . .

Namen flüsterte der Alte vor sich hin, und sein Flüstern war wie Abschiednehmen und Wiedersehen zugleich.

Noch wollte er nach der Kreisstadt, aber schon kämpfte er mit sich, ob es wohl besser sei, dazubleiben, wo er ein ganzes Leben gelebt hatte, er . . . Nepomuk, schlief darüber ein.

Das Schicksal wollte es, daß Wenzel, Sohn des Nachbarn, in aller Frühe nach dem Rundplatz auf dem Berge eilte, eine Peitsche, die er tags zuvor dort verloren, zu suchen. Der kleine Wenzel fand den schlafenden Nepomuk, aber er wagte lange nicht, den Schläfer, den er fürchtete seit dem Zank mit dem Vater, zu wecken. Schließlich getraute er sich doch.

Er rüttelte Nepomuk wach und sagte: „Onkel, du mußt heim! Du erfrierst!"

Nepomuk waren diese Worte wie aus einer anderen Welt gesprochen. Der kleine Wenzel stand vor ihm!

„Onkel, du mußt heim! Komm!" Und Wenzel faßte ihn mutig bei der Hand. Die Kinderhand war liebevoll zart und warm, und eine Welle durchflutete Nepomuk, daß er vor Rührung nicht sprechen konnte. Das Kind des Mannes, um dessentwillen er das Dorf aufgeben wollte, mußte ihn behüten.

Nepomuk reckte sich hoch, er sagte kein Wort, er drückte die Kinderhand, die sich ihm scheu und doch willig überließ. Und Hand in Hand stapften sie die Straße nach dem Dorf zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.